

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 40 (1960-1961)
Heft: 4

Buchbesprechung: Bücher

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BÜCHER

AFRIKANISCHE PRESSE UND LITERATUR

Nicht von der Literatur über Afrika soll hier die Rede sein, sondern von Büchern und Blättern für Afrika und von Romanen, welche die Afrikaner selber hervorbringen. Bei dem wachsenden Einfluß, den Moskau im afrikanischen Raum zu gewinnen im Begriffe ist, müssen wir Unternehmungen von der Art des ICCLA — International Committee on Christian Literature for Africa — ganz besonders dankbar sein. Unter den Auspizien dieses im Jahre 1929 ins Dasein gerufenen Werkes¹ fand im August 1956 in Johannesburg eine Konferenz statt, die sich die Förderung der christlichen Literatur im südlichen Afrika zum Ziel setzte. Der Bericht über diese Konferenz erschien unter dem Titel *Christian Literature for the Bantu in Southern Africa* (Sendingpers, Bloemfontein 1957). Er verschafft Einblick in die mannigfaltigen, schwerwiegenden Fragen, welche die dringliche Aufgabe der Vermittlung unseres christlich-abendländischen Erbes an die auf ganz verschiedenen Bildungsstufen stehenden farbigen Völker Afrikas an uns stellt.

Über den Kampf gegen das Analphabetentum und die Vermittlung des geschriebenen Wortes an den afrikanischen Leser gibt auch die aus dem Seminar von Ibadan (Nigeria) hervorgegangene Unesco-Publikation *Development of Public Libraries in Africa* Auskunft. Erwachsenenbildung, Förderung eines Schrifttums für Afrika und Errichtung öffent-

licher Bibliotheken hängen gegenseitig von einander ab. Die öffentliche Bibliothek, deren Anfänge versendbare Büchertüten, Bibliobusse oder kleine Dorfbibliotheken sein mögen, dient vor allem der Erhaltung der mühsam erworbenen Erwachsenenbildung. Gelegentlich drängt sich einem die Frage auf, ob das bibliothekarische Programm der Unesco den afrikanischen Verhältnissen angemessen sei. Jedenfalls zeigt das Beispiel gewisser wenig benützter Bibliotheken für Nichteuro päer in Johannesburg, daß es keinen Sinn hat, Afrika mit Büchern vollzustopfen. Es hängt vielmehr alles davon ab, daß dieses Schrifttum dem Afrikaner auch zu bieten vermöge, was er vom geschriebenen Wort erwartet — nämlich die Antwort auf Fragen, die ihn unmittelbar angehen, und zwar in eine Form gekleidet, die seiner Vorstellungsweise entspricht.

Der durchschlagende Erfolg von *Trevor Shaw's* illustrierten Zeitschriften «African Challenge» und «Envol» läßt sich, psychologisch gesehen, auf den Umstand zurückführen, daß es diesem neuseeländischen Sportreporter, der zum journalistischen Evangelisten in West- und Zentralafrika wurde, gelang, den afrikanischen Leser *Through Ebony Eyes* anzusehen (Lutterworth Press, London 1956). Seine modern ausgestatteten, farbig bebilderten Blätter sind von afrikanischen Christen für afrikanische Christen wie Nicht-Christen geschrieben. Die Tatsache, daß «African Challenge» in kürzester Zeit sämtliche alteingesessenen Blätter überflügelte, zeigt, wie groß das Bedürfnis des Schwarzen nach einer ihn ansprechenden

¹ ICCLA bestand bis Juni 1958. An seine Stelle traten die in verschiedenen Ländern Afrikas gegründeten Literatur-Komitees.

Lektüre und die Chance für eine christliche Presse in Afrika sind. Der rasche Erfolg zeigt aber gleichzeitig, wie sehr Neger- und Bantu-afrika noch ein geistiges Vakuum darstellt.

Einen wertvollen Überblick über Charakter und Umfang der im afrikanischen Raum erscheinenden Zeitungen und Zeitschriften liefert *Helen Kitchen in The Press in Africa* (Ruth Sloan Ass., Washington 1956). Anspruch auf Vollständigkeit kann diese Komplilation nicht machen, aber das Wesentliche dürfte darin enthalten sein, und praktisch für den Gebrauch sind sowohl die kurzen Einführungen mit Rückblick auf die politischen Ereignisse der letzten Jahrzehnte als auch die tabellarischen Übersichten mit Angabe von Auflage, Redaktoren, Herausgebern und politischer Tendenz jedes einzelnen Blattes.

Und nun zu den Neuerscheinungen im Bereich der afrikanischen Literatur im eigentlichen Sinne: Camara Layes Roman *Le Regard du Roi* ist eine Art afrikanischer *Pilgrim's Progress*, die Schilderung des menschlichen Lebensweges vom Diesseits ins Jenseits in überwirklicher Perspektive. Und sie ist großartig, diese Perspektive eines Negers, der das Lebenswrack eines in Afrika gestrandeten Europäers als Sinnbild des Menschlichen überhaupt begreift. Alles kann hier — es muß nicht, aber es kann — sinnbildlich gedeutet werden: der gedankenlesende, stets zum voraus wissende Bettler, der Clarence den Weg zum König weist, als das Gewissen, der Urwald, den der Gottsucher durchirrt, als das ausweglose Labyrinth des Lebens, das Schlafraffenland hinter der Dornenhecke als fauler Kompromiß, als Selbsttäuschung über den wahren Lebenszweck, der betäubende Fäulnisgeruch als Sünde, der Blick des Königs als Berufung durch den auferstandenen schwarzen Christus. Clarence ist der Beruflose, der sich nach dem göttlichen Ruf sehnt; er ist der anmaßende, messerscharfe, voreilige Weiße, der seinen Stolz verleugnen, sein «Recht» und Besserwissen aufgeben muß, bevor er der Gunst des Königs teilhaft

tig werden kann. Aber Layes Zeichnung des Weißen ist keineswegs mißgünstig, sondern voll köstlichen Humors, voller Selbstironie und spukhafter Zweideutigkeit.

Auch der Kameruner *Ferdinand Oyono* sprüht von Humor und Ironie, die den weißen wie den schwarzen Landsmann trifft. Aber der Grundton seines Lachens ist, in seiner Selbstbiographie *Une Vie de Boy* wie in seinem Roman *Le vieux Nègre et la Médaille*, doch ein ganz anderer. Oyono ist ein Verletzter, ein vom Christentum katholisch-französischer Prägung Enttäuschter, und sein eigenes Gelächter jenseits der Negerpälaver und Regierungspaläste bleibt scharf und polemisch, auch wo er seinen Eingeborenengestalten das breite olympische Negerlachen aufsetzt, das jedem Zwist ein jähes Ende bereitet. Der Inhalt: Ein alter, regierungstreuer und kirchenfester Schwarzer, der im Krieg der Weißen den einzigen Sohn verloren und der katholischen Mission zum Bau der Kirche seinen Grund und Boden abgetreten hat, wird vom französischen Gouverneur durch Verleihung einer Medaille geehrt. Die gesamte Verwandtschaft von nah und fern strömt aus Anlaß dieser Ehrung in Mekas Hütte zusammen. Doch Meka betrinkt sich gewaltig, verirrt sich, als er vom Empfang der Regierung unter einem Platzregen heimwankt, ins Europäerviertel, wird von einer Polizeistreife mit Handschellen abgeführt und gelangt erst post festum, nach einer Nacht im Wachtlokal, zu den Verwandten zurück — als gebrochener, verbitterter Alter, der den Tag verwünscht, an dem er getauft worden war. Ja, «où va le monde?...» und «je ne sais plus où vont les blancs...»: das ist der Kehreim des kopfschüttelnden Negers vor der verrückten Welt der Weißen mit ihren «bombe à fumée» und trügerischen Reden von Brüderlichkeit und Freundschaft. Sie haben es in Afrika ja immer gewußt, daß es keine Gleichheit gibt. «Le chimpanzé n'est pas le frère du gorille...» Und so bleibt als Letztgültiges die Erkennt-

nis des Andersseins, des Unverständnisses, der Distanz.

Wiederum eine Welt entfernt von der scheinbar in Humor verduftenden Ernüchterung Oyonos ist die spannungsgeladene, idealistische und im Grunde ihres Wesens westlich-europäische Haltung des südafrikanischen Mischlings *Peter Abrahams* in *A Wreath for Udomo*. Hier befinden wir uns im geistigen Raum des Rationalismus. Es fehlt trotz Geheimnistuerei das Geheimnisvolle; was Abrahams meint, liegt klar zutage, auch wo er Decknamen verwendet. Er schildert in Form eines zeitgenössischen Romans die Machtergreifung einer Gruppe von jungen, in London studierenden schwarzen Revolutionären und Nationalisten in «Panafrica», einem westafrikanischen Staate. Das Vorbild der Goldküste und ihrer Politik unter Kwame Nkrumah, das Abrahams' Entwurf zugrunde liegt, ist leicht zu erkennen, und daß «Pluralia», das Land, das von «Panafrica» aus revolutioniert werden soll, Südafrika gleichzusetzen ist, wird dem Leser bald bewußt. In der Darstellung des südafrikanischen Freiheitskämpfers Mendi mischt sich das Wunschdenken des Emigrierten mit dem tragischen Gefühl der Hoffnungslosigkeit. Abrahams ist weitsichtig genug, um seinen modernen schwarzen Helden gerade an den Kräften scheitern zu lassen, die ihm zur Macht verhalfen. Udomo, der westafrikanische Chaka, der zur Erreichung seines Lebenszieles — der Befreiung und Zivilisierung seines Volkes — die geliebte Frau verläßt und den südafrikanischen Freund der Polizei in die Hände spielt, Udomo, der selbstlose Mächtige, wird nach altem afrikanischen Ritual beim Wirbel der Sprechtrommeln von Meuchelmörtern in Stücke zerschlagen. Das dunkle Afrika triumphiert, jedoch nur scheinbar, denn — dies ist Abrahams' Überzeugung — das Neue, das Udomo in die

Wege geleitet hat, wird sich nicht mehr zurückdämmen lassen.

Rückkehr zum Dunkel — Turn to the Dark —, so lautet der Titel eines weiteren Romans aus dem südafrikanischen Raum. Der Verfasser, *A. S. Mopeli-Paulus*, ist ein Angehöriger des regierenden Häuptlingshauses von Basutoland. Wie sein erster in englischer Sprache erschienener Roman «Blanket Boy's Moon» dreht sich auch *Turn to the Dark* um einen Ritualmord, der begangen wird, weil das Medizinhorn des Häuptlings neu gefüllt werden muß. Die Hauptperson ist Lesiba, ein junger Schulstreikführer, der der Missionsschule den Rücken kehrte. Von seinem Vater, dem Dorfpfarrer, verstoßen, gerät er vollends in die Hände von Medizinmann und Häuptling. In letzter Minute schreckt er jedoch vor der geplanten Untat zurück. Lesibas Konflikt ist der des Halbgbildeten, der zwischen dem erwachten Individualismus des Zivilisierten und der Bindung an die Stammesgemeinschaft hin und her schwankt, und für ihn, der von den eigentlichen Mörtern desavouiert wird, bedeutet der Zwiespalt gleichzeitig den Zwang zur Wahl zwischen dem Strang und der an das gegebene Wort gebundenen Mannesehre. Sein Weg führt über Flucht, Übergabe ans Gericht und Bekenntnis schließlich zum Freispruch, aber der Roman endet bezeichnenderweise nicht mit der Rückkehr ins Dorf, sondern mit dem Ausblick auf die Übersiedlung des innerlich unabhängig gewordenen Lesiba in die Stadt. *Turn to the Dark*, der Wunschtraum des rebellischen Jünglings, widerlegt sich somit selber. Die Rückkehr zum Alten, so lehrt, wie die meisten von Afrikanern geschriebenen Bücher, auch dieser Roman, ist ein Ding der Unmöglichkeit, etwas, das die Wirklichkeit des heutigen Afrika nicht mehr zuläßt.

Peter Sulzer

EIN BILDERBUCH ZUR BIBEL

Unter dem Titel *Hier hat Gott gelebt* haben *Paul Bruin* und *Philipp Giegel* ein Werk geschaffen, das in weiten Kreisen Beachtung gefunden hat und des buchhändlerischen Erfolges gewiß sein kann¹. Wie die Verfasser selbst angeben, ist der Name des Buches in Anlehnung an den Text des Johannesevangeliums (1, 14) formuliert: «Und das Wort ward Fleisch und hat unter uns gelebt.» Schade, daß dieser Titel, den manche als marktschreierisch empfinden werden und der den Sinn der erwähnten Bibelstelle nicht präzis wiedergibt, gewählt worden ist. Was das Buch will, sagt klar der Untertitel: «Auf den Spuren Jesu im Heiligen Land.» Es ist also kein Palästinabuch im Sinne der zahlreichen Reisebücher, die die Schaufenster der Buchhandlungen füllen. Es enthält zwar eine Reihe außerordentlich geglückter Aufnahmen der Landschaft — ich denke an das Flugbild vom Jordangraben, die Gewitterstimmung über dem See Genezareth, die Aufnahmen der «Schneelandschaft» in der Wüste Juda oder diejenige des Hermon vom äußersten Norden des Landes her gesehen —, aber sein Ziel ist nicht, uns einfach die Landschaft nahezubringen. Es will uns auch nicht allgemein die großen Zeugen der reichen Geschichte dieses Landes vorführen, obwohl Bilder von Gerasa nicht fehlen und sogar Baalbek, das außerhalb der Grenzen des Heiligen Landes liegt, gut vertreten ist. Es ist auch nicht seine Absicht, uns die Überbleibsel der altisraelitischen Zeit und ebensowenig das moderne Jordanien und Israel zu zeigen, obwohl dem Photographen manch ein wohlgezielter Schnapschuß heutigen Lebens in Palästina gelungen ist — man sehe sich daraufhin etwa die Straßenszene im heutigen

Nazareth an oder die verschiedenen Bilder «des guten Hirten», der seine Herde betreut. Das Buch geht vielmehr den Stätten nach, an denen die Erinnerung an Leben und Wirksamkeit Jesu haftet und versucht darüber hinaus, Szenen aus den Evangelien durch Parallelen aus dem heutigen Leben der Bevölkerung Palästinas zu illustrieren. Diese thematische Beschränkung und Konzentration zeichnet das Werk vor andern Palästinabüchern aus, die von allem etwas bringen wollen und dabei leicht der Gefahr erliegen, die besten Bilder, die man gerade zur Verfügung hat, an den Mann zu bringen. Aber es ist auch eine überaus schwierige Aufgabe, die sich die Verfasser gesetzt haben. Es gibt wohl viele Gedenkstätten an Jesus, aber der Reisende aus dem Westen ist nicht immer glücklich, wenn er sie besucht. Die kirchlichen Bauten, die man an diesen Orten errichtet hat, sind oft kein dankbares Objekt für die Kamera, und man hat etwa Mühe, sich durch die Art der Frömmigkeit, die sie umweht, den Weg zu eigener Andacht nicht versperren zu lassen. Es wäre zweifellos sehr viel leichter und künstlerisch dankbarer, etwa die römischen und byzantinischen Denkmäler und die Zeugen der Baulust und Baukunst der Kreuzfahrerzeit oder der früheren arabischen Epoche vorzuführen. Es kommt dazu, daß die Identität dieser Gedenkstätten mit den im Neuen Testament genannten Örtlichkeiten oft genug umstritten, manchmal sogar unwahrscheinlich ist. Jesus war nun einmal kein Bauherr, und die frühe Kirche in Palästina hat keine Bauten errichtet, die heute noch zu sehen sind. Man muß also vom Beschauer verlangen, sich von dem her, was heute zu sehen ist, in die Welt Jesu zurückzudenken. Es bedarf gewiß eines besondern Geschicks des Photographen und des Verfassers des Textes, ihm dabei behilflich zu sein. Man kann denn auch nicht erkennen,

¹ Paul Bruin und Philipp Giegel: *Hier hat Gott gelebt*, Artemis-Verlag, Zürich und Stuttgart 1957.

daß sich die Beziehung mancher Bilder zum Leben Jesu nicht leicht herstellen läßt, zum Beispiel bei den Aufnahmen von Chirbet Qumran, in dessen Umgebung die berühmten Handschriftenrollen aus der letzten Periode des vorchristlichen Zeitalters gefunden worden sind, zu denen man lesen kann, daß die Jesajahandschrift, die dort entdeckt wurde, derjenigen glich, die Jesus in der Synagoge zu Nazareth in den Händen hielt. Die Bilder des heutigen Flüchtlingslends in Palästina sollen illustrieren, wie Maria mit ihrem Kinde fliehen mußte, die Tempelruinen von Baalbek einen Eindruck davon geben, wie der herodianische Tempel in Jerusalem zur Zeit Jesu ausgesehen hat.

Man muß sich dieser Schwierigkeiten bewußt sein, um das Werk gebührend würdigen zu können. Aber man kann beim Betrachten nur sagen: Philipp Giebel ist ein begnadeter Photograph und hat seine Aufgabe im ganzen meisterhaft gelöst. Es ist ihm gelungen, Bilder zu erobern, die tatsächlich die biblische Welt erahnen lassen. Am leichtesten mag das bei den Landschaftsaufnahmen gewesen sein. Wenn man weiß, wie ungern sich die jordanische Bevölkerung photographieren läßt, muß man aber auch staunen, wie er es fertiggebracht hat, viele gute Nahaufnahmen zu machen, die tatsächlich für das Leben in Palästina zu biblischer Zeit transparent sind. Es war in einem solchen Werk natürlich nicht zu umgehen, auch Wohlbekanntes aufzunehmen. Jeder, der mit einem Photoapparat nach Jerusalem kommt, wird die Stadt vom Ölberg her auf die Platte zu bringen versuchen, keiner wird auf den Felsendom oder die Klagemauer verzichten wollen. Wer nach Galiläa fährt, macht ein Bild von der Synagoge zu Kapernaum, wer nach Gerasa kommt ein solches vom dortigen römischen Forum mit seinem ionischen Säulenrund. Aber Giebels Bilder wirken kaum je clichéhaft, und auch wer in Palästinabüchern wohl bewandert ist, freut sich, ihnen zu begegnen und wird zu neuem Sehen angeleitet. Wie

gut ist es ihm gelungen, den Turm der an sich gewiß nicht großartigen Heimsuchungskirche von En Karim zwischen dem Grün der Bäume hervorleuchten zu lassen. Was für ein gutes Bild hat er vom Minarett der Moschee von El Bire (Beeroth) gewonnen! Das Buch enthält Kostbarkeiten, die man von ihm kaum erwartet: intime Szenen in den Flüchtlingsiedlungen, die Aussätzigen von Silwan, das Zeltlager der Samaritaner auf dem Garizim, aber auch das Mosaik von Madeba und dasjenige von Tabgha, Fischerszenen vom See Genezareth oder die zur Abwehr der Dämonen beklecksten Wände und die mit blauer Farbe dekorierten muslimischen Gräber in Bethanien. Gewiß ist nicht alles ganz befriedigend. Die Salvatorkirche auf dem Tabor ist kein schöner Bau; ein Bild der dortigen Ausgrabungen wäre wohl dankbarer gewesen; und die Kirche von Bethanien sieht von außen sehr nach Baukastenarbeit aus, während sich eine Innenaufnahme wohl gelohnt hätte. Einiges wenige vermißt man, so Bethphage und die Kirche Dominus flevit; sehr lohnend wäre eine Aufnahme des Helena- oder Herodesgrabes gewesen, als Beispiel dafür, wie Jesu Grab ausgesehen haben mag. Aber das sind geringe Wünsche, die nur den Dank an die Schöpfer dieses Bilderbuches unterstreichen sollen.

Der Begleittext von Paul Bruin, der das Werk konzipiert hat, ist in lebendiger, warmer Sprache geschrieben. Er hat gut daran getan, weithin das Neue Testament selbst reden zu lassen. Seiner eigenen Erläuterungen wird man allerdings nicht recht froh. Er hat das heikle Problem, das sich daraus ergibt, daß manche Texte der Evangelien nicht einfach als historische Berichte zu werten sind, nicht gemeistert. Er ist sich zwar dessen bewußt, daß die Tradition, die die Örtlichkeiten des Neuen Testaments fixiert hat, oft wenig zuverlässig ist, er sagt es auch gelegentlich, schreitet aber oft zu rasch über die Bedenken hinweg. Ich nenne als Beispiel nur den Tabor als Ort der Ver-

klärung Jesu. Bruin erwähnt zwar, daß «einige Gelehrte» in neuerer Zeit die Richtigkeit bezweifelt hätten, fügt aber hinzu: «Besonnene Forscher teilen ihre Zweifel nicht.» Man darf Forscher, die hier Fragen haben, nicht als unbesonnen deklarieren. Der Verfasser würde uns wohl entgegenhalten, daß er sein Werk ja nicht für Gelehrte geschrieben habe, sondern einem weiten Leserkreis dienen wollte. Aber es tut der Wahrheit des Evangeliums und der Größe Jesu keinen Abbruch, wenn die Wissenschaft zu ergründen unternimmt, wieweit die Tradition trägt. Der Mensch von heute ist dankbar, das zu erfahren. Es wird für jeden Palästinareisenden ein beglückendes Erleben sein, von der Welt Jesu in sich aufzunehmen, was noch zu fassen oder zu erahnen ist, ohne daß ihn die Unsicherheit der Traditionen dabei stört, und er ist dankbar, darüber belehrt zu werden, wie es sich in dieser Hinsicht verhält.

Gelegentlich sind dem Verfasser auch Irrtümer unterlaufen. So lesen wir S. 84 von

Simon, dem «letzten Makkabäer», S. 94 wird aber — mit Recht — sein Nachfolger Hyrkanos als Makkabäerkönig bezeichnet. Auf S. 85 vernimmt man mit Verwunderung, daß der Brunnen in Kefr Kenna der einzige im Umkreis von 30 km sei. Nach Seite 100 wäre Skythopolis im Osten des Sees Genezareth zu suchen, während die Stadt beim heutigen Beth-Sche'an, westlich vom Jordan lag.

Man tut aber gut daran, sich durch solche Unvollkommenheiten den Genuß des Buches nicht stören zu lassen. Bei allem Bewußtsein, daß es unmöglich ist, die Welt Jesu im Bild direkt wieder auferstehen zu lassen, ist man dankbar, ja beglückt, daß es gelungen ist, vom heutigen Palästina ein so schönes und künstlerisch wertvolles Bilderbuch zur neutestamentlichen Erzählung zu schaffen. Dem Artemis-Verlag gebührt für die gediegene Ausstattung hohes Lob.

Hans Wildberger

LAVATERS FREMDENBÜCHER

Der Zürcher Germanist und Literarhistoriker *Rudolf Pestalozzi* hat es unternommen, den Besuchern, die, gleichsam magnetisch angezogen vom Charme und Ruhm des Hausherrn, im Laufe vieler Jahre im Pfarrhaus zu St. Peter ein- und ausgingen, liebevoll nachzugehen. Die meisten von ihnen haben bei diesen Visiten Entscheidendes mitgenommen, viele aber auch etwas hinterlassen, und sei es auch nur einen mehr oder weniger knappen oder geistvollen Eintrag in Lavaters Fremdenbuch. Daß diese Bändchen, vererbt und pietätvoll weitergegeben, sich heute im Besitz des Herausgebers befinden, weist auf eine Verbundenheit mit dem Thema der Schrift hin, die einer feinsinnigen Aus-

deutung nur zugute kommen kann¹. Die Publikation ist denn auch von einer unerwarteten Reichhaltigkeit und vermag Leuten mit den verschiedensten Interessen etwas zu geben. Es ist ein Kenner der Materie, der in ihr zu Worte kommt, und man wird ihr Erscheinen um so mehr schätzen, wenn man weiß, daß der Autor auch finanziell ein beträchtliches Opfer gebracht hat, um es zu ermöglichen. In Hinsicht auf die Lesbarkeit

¹ Rudolf Pestalozzi: *Lavaters Fremdenbücher*. 122. Neujahrsblatt zum Besten des Waisenhauses Zürich für 1959. Mit Abb. Kommissionsverlag Beer & Co., Zürich 1959.

hat sich das Hineinverweben des Kommentars in den Text sehr günstig ausgewirkt. Sie erscheinen nämlich nicht bloß mit ihrem Namen vor uns, die einen reichen Chor mit den verschiedensten Stimmen bildenden Besucher Lavaters, sondern sie werden von Pestalozzi mit einer kurzen, das Wissenswerteste über jeden wiedergebenden Charakterisierung in ihre Zeit hineingestellt.

Dem nicht weiter in die zeitlichen Gebräuche Eingeweihten und mit der Person Lavaters Bekannten wird es ja immer fast unfaßlich bleiben, was für eine unglaublich hohe Zahl von Leuten, und in der Regel von weithergereisten, beim Physiognomen ein und aus ging. Dabei haben sich nicht einmal alle in den Fremdenbüchern verewigt. Oft hatte Lavater das Buch nicht bei der Hand, oder er hatte von einzelnen Besuchern zuviel Distanz, als daß er es ihnen vorgelegt hätte. Aber alle kamen sie her, sogar halbe Feinde Lavaters oder frühere Freunde, deren Verhältnis zu ihm sich schon stark abgekühlt hatte. An innerem Gehalt sind die Einträge sehr verschieden. Besonders vermag eine Beziehung natürlich dann zu interessieren, wenn auch von des Pfarrers Urteil über einen Besucher etwas durchschimmert. Am meisten gefesselt hat uns der Abschnitt über die

in Zürich aufmarschierenden Franzosen, weil er die verschiedensten Schicksale und Zusammenhänge aufdeckt: Nach den Emigranten der 1790er Jahre klopfen später die gegensätzlich eingestellten Offiziere der Besetzungs- und Koalitionskriegs-Armeen am Pfarrhaus an, auch sie unter Umständen auf Gespräche begierig, wenn auch die Unterhaltung dann zeitbedingt, von Trommelwirbeln und Geschützdonner untermauert war. Übrigens erscheinen auch Koryphäen der russischen Armee.

Der Raum verbietet uns, näher auf das Büchlein einzugehen. Was es dem Leser unter anderm nahezubringen vermag, scheint uns das zu sein: Lavaters in seinem Ausmaß fast unerklärlichen internationalen Ruhm als Physiognomen und Kanzelredner haben sicher auch folgende Faktoren mitbegründen helfen: Der Zeitgeschmack, das Sujet seines Werkes, das durch seine «Helgen» anziehend wirkte wie heute vielleicht ein Bildbuch, und schließlich, wie das Heft zeigt, Lavaters ungeheurer Fleiß in der Erhaltung von Bekanntschaften mittelst Korrespondenz, in einer Zeit, wo man noch Briefe zu schreiben wußte.

Emil Usteri

MYTHOLOGISCHE LANDESKUNDE VON GRAUBÜNDEN

Wenn der rechte Mann den rechten Stoff auf die rechte Art zu Handen nimmt und behandelt, dann kommt ein gutes Buch zustande. Betrifft es eine vom Untergang bedrohte Sache von Wert, dann leistet es Rettungsarbeit zu letzter Frist. Wer dann Sammel- und Weckbuch in einem zu schaffen vermag, der vollbringt Notwendiges zur rechten Zeit. *Arnold Büchli* hat das fertig gebracht mit der Mythologischen Landeskunde von Graubünden¹.

Volkssage als Gegenstand der Volkskunde ist unbestritten; dieser Wissenschaft dient das Werk aufs beste. Ist aber Sage auch des Lebens und Fortlebens würdig? Man hat sie beargwöhnt, weil sie Aberglauben enthalte und fördere. Als seelischer Besitz des Volkes nimmt sie Seelenkräfte in Anspruch. Dem

¹ Arnold Büchli: Mythologische Landeskunde von Graubünden. Sauerländer & Co., Aarau 1958.

Religiösen im Menschen tut sie nichts zu leide, weil sie davon deutlich getrennt und unterschieden wird, dies im gesunden Gegensatz zur Legende, die sich mit Religiösem mischt, Glaubensansprüche stellt und befriedigt, gar zum Dogma gemacht werden kann und dann erst recht Seelenraum dem echt Religiösen raubt. Freilich will die Sage, im Gegensatz zum Märchen, wahr sein; ihr Mythisches ist dem Volke wirklich und wirksam.

Das kann man nacherleben, wenn man Sagen aus dem Munde ihrer ländlichen Träger und Trägerinnen zu hören bekommt. Der Untertitel von A. Büchlis Buch lautet: Ein Bergvolk erzählt. Tatsächlich erzählt es da selbst: jedes Stück und Stücklein vernehmen wir in der Mundart des Heimatbodens, wo es gewachsen ist. Wie viel Hingabe und Mühe muß das den Sammler gekostet haben! Schriftsprachliche Wiedergabe wäre leichter und bequemer gewesen, das Buch aber um einen Hauptvorzug ärmer. Mundartliches, das schwer verständlich wäre, ist kurz und zuverlässig erklärt. Man liest mit Vertrauen auf die Echtheit des Erzählten, zumal da man Erzähler und Erzählerinnen im Bilde kennenlernt, dazu immerfort durch Bericht über Familie, Heimwesen, Lebensart. Schon diese Lebensbildchen machen fürwahr eine bündnerische Volkskunde aus. Darf man dazu Tal- und Bergschaften, Häuser, Burgen, alles in heimeligen und manchmal unheimlichen Naturstimmungen schauen, dann sagt man herhaft dankbar: Das ist Graubünden!

Niemand, keine Behörde, keine gelehrte Gesellschaft, keine Kommission, niemand hat A. Büchli als Sagensammler ins Bergland gerufen. Berufen war und ist er dafür: sein Werk bezeugt es. Was ihn, den im aargauischen Mittelland der Hügelforste aufgewachsenen Waldromantiker nach Graubünden zog und hier festhielt, war die mächtige und doch nicht erdrückende Gebirgslandschaft. Nach und nach fesselten den Aargauer auch die bergartigen Leute: «Ihre wortkarge,

gelassene Art verhieß Gemütstiefe, und in den markanten, scharfgeschnittenen Gesichtszügen ihrer alten Bauern schien sich etwas Geheimnishaftes, Unalltägliches auszudrücken... Er verspürte in diesen Bergbauernköpfen das Weben der Phantasie, die sich über den nüchternen Werkeltag hinwegsinnt in das Reich einer kindlich-kunstlosen, aber gefühlsechten Poesie. So mußte er dazu kommen, sich in die Volkssage zu vertiefen.»

Der Zeitgeist war und ist Büchlis idealem Unternehmen keineswegs günstig. Der mutige Mann hat es zum voraus gewußt. Was er in der Einleitung darüber sagt, das ist auch ein Stück Kultur- oder Unkulturgeschichte. «Wohl durchstreift der Mann mit der Kamera Täler und Höhen nach Motiven für die bildergierige (weil phantasiearme) Leserschaft unserer zahlreichen Zeitungen und Zeitschriften. Wohl bucht und bewertet der Kunsthistoriker unsere Kultur- und Bauwerke bis hinauf zu den unzugänglichsten Turmüberresten und entziffert der Geschichtsfreund, was sich an geschriebenen Urkunden irgend vorfindet, und sei ihr Inhalt noch so belang- und gegenstandslos. Eifrig wird unser Boden durchsucht nach den Spuren prähistorischer Ansiedler, ungeachtet der Tatsache, daß unser Staats- und Volkswesen mit diesen in keinem erkennbaren Zusammenhang steht. Wohl werden Sitte und Brauchtum, Lebens- und Wohnweise zu Stadt und, vorzugsweise, zu Land studiert und notiert. Man photographiert oder filmt sogar Behausungen, Arbeitsvorgänge und Werkzeuge der bäuerlichen Betriebe, ohne selbst die Kehrichtschaufel zu vergessen, alles in dem ausgesprochenen Bestreben nach zusammenfassender Registrierung, nach entpersönlichter Katalogisierung der Außendinge, ein Bestreben, das im Grunde dem schweizerischen Individualitätsbedürfnis zuwiderläuft. Nur dem Unbegreiflichen, dem Überwirklichen und gar dem Sinnigen und Poetischen im Volksbewußtsein schenkt die nüchterne, stark dem

Gedanklichen und Äußerlichen zuneigende Generation wenig Aufmerksamkeit. Es entbehrt der Ansehnlichkeit von Pergamenten, Antiquitäten und Steinwerkzeugen; man kann es nicht abbilden und nicht in Schaukästen ausstellen. Es läßt sich auch nicht in programmgemäßiger, eiliger Erkundung ermitteln, und es sträubt sich gegen die Zwangsjacke des lehrhaften Begriffs. Darum stellt man es gerne als ‚veraltet‘ hin, wie alles, was dem willentlichen Gegenwartsdenken, der allmächtigen ‚Mode‘ auf allen Gebieten unbequem geworden ist. Jenes Sinnig-Innige, oder wie man es benennen will, es läßt sich vom kalten Verstand nicht ohne weiteres ‚begreifen‘ und beschreiben. Es ist erst bemerkbar und wirksam, wenn im Entdecker etwas Verwandtes angesprochen wird: Gefühl und Phantasie. Wie ein feiner Saitenklang im musikalischen Ohr muß etwas Seelisches an- und mitklingen, damit man es in seinem Wesen, Wert und Reiz ‚erfassen‘ und ‚genießen‘ kann.»

Hinter Büchlis Aufgabe und Arbeit stand tatsächlich «der gute Geist unseres Volksstums, der nicht zuließ, daß das Urwüchsige spurlos versank unter dem Schaumgebrodel an der Oberfläche intellektueller Betriebsamkeit, die heute viel Ungutem und Hohlem Auftrieb verschafft». Dem seelenfeindlichen Zeitgeist zum Trotz ist Büchlis Sagenbuch geschaffen, ähnlich wie J. B. Masügers Sammel- und Weckbücher über altbodenständige Bewegungsspiele. Bescheiden sagt übrigens der Verfasser in der Einleitung, seine Sagensammlung wolle «durchaus als Leistung der Erzähler, nicht als solche des Sammlers betrachtet werden».

Aus welchen Gründen Sage gewachsen ist und immerfort wieder wächst, das stellt er mit gründlichem Verständnis dar. «Die Sage als Volksdichtung kann heute noch entstehen. Schlösser, Burgruinen, alte Häuser und Mauerüberreste mit eigenartigen Ornamenten, eindrucksvolle Landschaften und Felstrümmer regen die Phantasie an. Der Bauer

ist ja keineswegs unempfänglich für die Schönheiten und Besonderheiten der heimatlichen Umgebung, wenn er darüber auch nicht viele Worte macht. Sein hierzulande nicht auf Schulbänken verbildetes Naturgefühl ist darum auch dem poetischen Zauber der Sage zugeneigt, seine intuitive Schaukraft nicht abgestumpft. So wird dem Kuhhirten die scheinbar abgründige Tiefe des Alpsees zum brüllenden, alles verschlingenden Ungeheuer. Den Spuren der flüchtenden Gemsen folgend, glaubt der Jäger im Rauschen der Gletscherwasser die Orgel einer im Eise versunkenen Kirche zu vernehmen. Was er davon erzählt, wird im Geiste seiner Zuhörer zum Geschehnis und bald zur allgemeinen Sage. Die Gewalt des Tobelbaches, der die Kiesufer zernagt, verdichtet sich den besorgten Anwohnern zum Drachenungeheuer und das Sausen des Föhns dem einsamen Älpler zum ‚flügenden Heer‘ oder zur Schar der Windfrauen... Auch ungewöhnliche Gemütserlebnisse und -erschütterungen rufen poetische Bilder hervor. Der Bauer, der in stürmischer Winternacht mit Sorge an seinen Bruder droben im Bergstall denkt, sieht diesen ‚schneemarvelwiß‘ zur geschlossenen Kammertür hereintreten zu der Stunde, da die Lawine den Stall verschüttet». Büchli lebt der wohl begründeten Zuversicht, «daß unsere schönsten Volkssagen künftigen Zeiten mehr bedeuten werden, als all die realen, zum Teil gar verbrieften Geschehnisse zu Stadt und Dorf, die den Generationen der verwichenen Jahrzehnte und Jahrhunderte so wichtig erscheinen». Schiller, der Dichter, Philosoph und Historiker, hat es auch gewußt: «Ewig jung ist nur die Phantasie: Was sich nie und nirgends hat begeben, das allein veraltet nie.»

Von Büchli kann man sich auch zeigen lassen, daß in der Sage eine Weltanschauung steckt, oft erstaunlich tiefgründig. «Tiefernst ist der Grundzug der Sage, von schwerblütigem Sinnieren Zeugnis ablegend und von einem unverkennbaren Hang zum Metaphy-

sischen. Dämmeriges Zwielicht, das Dunkel der Nacht, das noch kein künstliches Licht erhellt, ist die Zeit, eine unheimliche Gegend zumeist der Ort, und schuldbeladene Menschenseelen sind die Träger der Handlung. Unerbittlich richtet und straft darin das Schicksal ohne Ansehen der Person.»

Auch als geschichtliche Ur-Kunde hat die Sage Bedeutung. «Zwar meldet sie nicht von Kauf und Lauf vergangener Jahrhunderte, wie die Pergamente in den Tristkammern der Dorfkirchen, nicht von den Streitsachen der Gemeinden, noch von den Staatsaktionen der einstigen Gewalthaber. Den ‚Hochgebietenden‘ Landammann erwähnt sie erst, wenn er zur Sühne einer Schuld nach dem Tode umgeht, den Landshauptmann nur, wenn er in der Schlafkammer mit dem Teufel kämpfen muß. Aber soziale Verhältnisse und Zeitstimmungen spiegelt sie getreu wider. Pest- und Hungerjahre weiß sie durch die einprägsame Schilderung außerordentlicher Vorkommnisse heraufzubeschwören und von Kriegsnöten besonders die um 1799.»

Büchli lobt die «bündnerische Traditionstreue». Das Bergvolk hängt am Herkömmlichen. «Sein Innenleben bewegt sich mehr in der Tiefe gleich den Wildwassern, die sich durch Felsen einen Weg bahnen müssen. Deshalb sind uns in den Gebirgskantonen so viele der alten Sagen geblieben, frischer und farbiger als im Unterland, und die Erhaltung dieser Urkunden unserer Geistesgeschichte ist nicht weniger gerecht fertigt als die Aufbewahrung der Zeugen des Handwerksfleißes und der Wohnkultur vergangener Zeiten in den Heimatmuseen... Der Beharrlichkeit unserer berghaft gebliebenen Bündner ist es zu danken, daß die zeit- und mundechte einheimische Tradition im Drange der Tagesinteressen und des von überallher strömenden Fremdstoffes nicht gänzlich unterging. Dazu hat die Abgeschiedenheit vieler Ansiedlungen, ja selbst größerer Dörfer im Gebirge oder nahe am Gebirge,

aber auch die bisherige Seßhaftigkeit der bündnerischen Familien aller Höhenlagen beigetragen.» Unter den Gewährsleuten von Büchlis Sammlung sind «so ziemlich alle Stände, Berufe und Altersklassen vertreten: der Landammann wie der Geißler, der Bauer und der Alpknecht wie der ‚Spengler‘ und Schirmflicker, der Beamte wie der Handwerker, der Lehrer und der Kantonsschulprofessor wie der Jurist und der Geistliche, der Geschäftsmann und der Gastwirt wie der Taglöhner, die Bäuerin wie die Hausiererin, die habliche Stadtfrau wie die Wäscherin und alle Generationen, vom neunzigjährigen Ehni bis hinunter zum Hüterbüblein».

Noch ist in den meisten Bündner Talschaften die Übung und die Kunst freien Erzählens nicht verdrängt durch das andernorts alles eigene und heimatgetreue Denken ersetzende Lesen. «Besonders in den durch Gebirgszüge, aber zum Teil auch durch Sprachgrenzen abgeschlossenen Talschaften des Oberlandes, wo das Romanische als Muttersprache noch wirklich lebt und die illustrierten Wochenblättchen aus Zürich oder Zofingen noch nicht auf allen Tischen liegen, lagern sich im Sommer die Bauern am Sonnagnachmittag etwa auf einem Grasplätzchen im Dorf, und einer der Älteren, den die andern als überlegenen Erzähler stillschweigend anerkennen, kommt von den Tagesgesprächen allmählich auf die alten Geschichten zu sprechen, wobei die übrigen aufmerksam zu hören. Der Sammler konnte selber feststellen, daß andere, jüngere Männer des Dorfes dann an einem späteren Tage in kleinerem, familiärem Kreise unverkennbar nach dem Muster des Ältern zu erzählen sich bemühten.»

Die da und dort anfänglich mit überraschtem Zögern aufgenommene Wirksamkeit des Sammlers hat nach seiner Beobachtung die Erzählfreude vielfach von neuem angeregt, und Professor Raimund Vieli sprach geradezu von einer «Renaissance der Sage in Graubünden». Allein, es ist unverkennbar, muß Büchli feststellen, «daß ihre

gemütvolle, unaufdringlich-schlichte Weise dennoch mehr und mehr untergeht im geräuschvollen und hetzenden Wichtigtun des Tages. Die zeitgemäße Unrast hat ja auch auf das Bauerngewerbe übergegriffen, zumal seit dem Aufkommen der landwirtschaftlichen Maschinen, die nach Betätigung verlangen. Jeder will bei allen Arbeiten der Erste sein».

Aus alledem ergibt sich: «Von der alten Volkssage bleibt darum unverlierbar nur, was schriftlich festgehalten oder vom Stahlband aufgefangen wurde, bevor die Städte das Volk der Alpentäler aufgesogen, die Bergdörfer in Kur- und Ferienorte umgewandelt und die Wildbäche in Stauseen geleitet haben.» Den Familien in den Weilern und Einzelhöfen geht durch den Einbruch des Modernen «allgemach die seelische Substanz verloren, die sie zusammengehalten hat in der Abgeschiedenheit jahrhundertelang». Also: es war an der Zeit, das echte, alte Überlieferungsgut, das sich noch erhalten hatte, zu erkunden und einzubringen. «Man wird es dereinst auf den Friedhöfen nicht mehr ausgraben können wie Gebein und Gerät dahingesunkener Geschlechter. Ein großer Teil der Gewährsleute, die zu unserer Sammlung beigetragen, ist bereits für immer verstummt. Andere haben, überaltert, das Gedächtnis verloren. Dem Sammler konnte auch nicht verborgen bleiben, daß die mittlere und erst recht die jüngere Generation nicht mehr über die originale Anschauungskraft der Alten verfügen und auch nicht mehr so wie diese aus tiefer, von allem Zweifel freier Überzeugung erzählen. Dem Ansturm der verstandesmäßigen, rein auf das Praktische erpichten Sinnesart... halten nur die Älteren noch stand, die auf heimatlichem Boden sich in ihrem gewohnten Lebenskreis bewegen. Auch die schwerhörig Gewordenen, die auf ihre Erinnerungen angewiesen sind, haben oftmals das in jungen Jahren ins Gedächtnis Aufgenommene mit rührender Treue behalten.»

Büchlis Einleitung hält auch nicht mit unliebsamen Erfahrungen beim Sammeln zurück. Allerlei Widerstand und Argwohn bekommt ein Sammler zu spüren. «Mißtrauen... ist die natürliche Igelhaut der weltunkundigen Berglandbewohner. Seine Igelhaut war der Blick auf das Ziel seiner Arbeit, deren kulturgeschichtlichen Sinn der Einzelne im Volke begreiflicherweise nicht so leicht abzuschätzen vermag.» Fern liegt Büchli alles Richten über die heutigen Träger der Überlieferung. «Warum sollte sich bei einer solchen Sammeltätigkeit zur Erforschung der Volksseele, die in hundert und hundert Menschen angerufen werden muß, das schattenhalb Menschliche nicht auch bemerkbar machen?» Warmherzige Teilnahme Büchlis am Schicksal der alten Leute spricht aus dem Buch, zumal das Mitleid mit denen, die nicht bei Verwandten, sondern im Altersheim leben: «In den Altersheimen finden sich die Greise und Greisinnen aus den Bergdörfern schwer zurecht.» Für manchen Alten, manches alte Mütterchen bedeuteten die Erzählstunden, wenn solche im Altersheim zugelassen wurden, ein geistiges Aufleben, eine neue Daseinsberechtigung und eine erwünschte Gelegenheit, sich in lange zurückgedrängte, liebe Erinnerungen zu versenken. Es ist nicht auszusagen, wieviel Menschlichkeit echter Art in Büchlis Arbeit steckt.

Nicht zu vergessen neben der seelischen Hingabe die leibliche Leistung des «ewigen Wanderers», wie er einmal angeredet wurde, «ungezählte Gänge bei glühender Sonnenhitze, strömendem Regen oder frostigem Schneegestöber, bei Tag und bei Nacht, auf guten Straßen und auf gefährlichen oder verrufenen Pfaden, die zu so später Stunde nicht jeder Dorfbewohner zu begehen wagte aus Furcht vor unheimlichen Begegnungen. In der Nähe gewisser Festungen erregten die „gar zu häufigen“ Besuche sogar Verdacht bei Militärpersönchen und führten etwa zu hochnotpeinlichem Verhör».

Im Rückblick kommt dem wirklich be-

wundernswerten Sagensammler «sein Forschen von Ortschaft zu Ortschaft und von Hof zu Hof traumhaft vor, traumhaft mühevoll, aber auch traumhaft wundersam durch die Anschauung unvergleichlicher Landschaften und durch die Berührung mit so viel erquickender oder rührender Menschlichkeit. Er hört sie alle noch erzählen, die Guten, die ihm Vertrauen geschenkt, einen vielstimmigen Chor, in dem jeder Erzähler und jede Erzählerin einen eigenen Tonfall hat, den Ton des Heimattales und des Heimathauses».

Der unschätzbare wissenschaftliche Wert der alles unermüdlich Gesammelte unbestechlich sichtenden Arbeit kann erst ausgemünzt werden, wenn aus allen Talschaften Graubündens das Sagengut gedruckt vorliegt. Und dann ist noch eine große Aufgabe zu erfüllen: das Bündnerische zu ver-

gleichen und zu verbinden mit dem St.-Gallischen, Appenzellischen, Glarnerischen, den Bündner Sagenschatz mit dem des Wallis, des Berner Oberlandes, der ganzen Schweiz und noch weiterhin. Aber vorläufig kommt es nicht aufs Vergleichen an, sondern auf den dankbaren Genuss eines unvergleichlichen Heimatbuches.

Der Sagenmann Arnold Büchli, zu Chur wohnhaft in einem der alten Salis-Paläste, lässt sich die Ruhe nicht stören, obgleich man in den Gängen und auf den Treppen zur Nachtzeit schweren Schrittes umgehende Ahnfrauen und Salis-Herren gehört hat. Nicht in Ruhe lassen soll ihn der Heimatgeist, bis er das wahrhaft bedeutende Sagenwerk den Bündnern, der Schweiz, der Wissenschaft ganz geschenkt hat.

Manfred Szadrowsky